

Leseprobe zu Elisabeth Badinter:

Der Konflikt

Die Frau und die Mutter

Vorwort

DIE STILLE REVOLUTION

In den letzten drei Jahrzehnten hat sich eine Revolution in unserem Verständnis von Mutterschaft ereignet, fast ohne dass jemand es bemerkt hätte. Keine öffentliche Debatte, kein Aufschrei hat diese Entwicklung - oder vielmehr diese Rückentwicklung - begleitet. Doch hat sie nichts Geringeres zum Ziel, als die Mutterschaft wieder ins Zentrum des weiblichen Lebens zu stellen.

Ende der siebziger Jahre, als die Frauen zum ersten Mal über Mittel verfügten, ihre Fortpflanzung zu kontrollieren, kämpften sie für ihre grundlegenden Rechte, für ihre Freiheit und ihre Gleichheit (mit den Männern), und glaubten, dass sie diese mit dem Muttersein vereinbaren könnten. Letzteres war mit einem Mal nicht mehr das einzig Wichtige im Leben einer Frau. Eine Vielfalt an Lebensweisen tat sich den Frauen auf, die ihren Müttern noch undenkbar erschienen war. Sie konnten nun ihren persönlichen Ambitionen den Vorrang geben, unverheiratet bleiben und ein kinderloses Leben mit einem Partner genießen, oder sie konnten ihren Wunsch nach Kindern befriedigen und dabei berufstätig sein oder auch nicht. Doch aus dieser neu gewonnenen Freiheit erwuchs, wie sich zeigte, ein gewisser Widerspruch. Einerseits veränderte sie merklich den Stellenwert des Mutterseins, denn gegenüber dem Kind, für das sich die Frau entschieden hatte, hatte sie nun auch höhere Pflichten. Andererseits trat jetzt, wo die neue Freiheit den alten Vorstellungen vom Schicksal und der natürlichen Notwendigkeit ein Ende bereitet hatte, die individuelle Selbstverwirklichung an erste Stelle. Ein Kind, zwei oder mehr waren erwünscht, wenn sie das Gefühlsleben bereicherten und dem gewählten Lebensstil entsprachen. Wenn nicht, verzichtete man lieber. Der Individualismus und der Hedonismus, Kennzeichen unserer Kultur, waren zu den Hauptmotiven für die Fortpflanzung, manchmal aber auch für ihre Ablehnung geworden. Für die Mehrheit der Frauen blieb es jedoch schwierig, die ständig wachsenden Mutterpflichten und die persönliche Selbstverwirklichung miteinander zu vereinbaren.

Vor 30 Jahren hoffte man noch, die Quadratur des Kreises könne gelingen, indem Frauen und Männer die Berufswelt und den Kosmos der Familie gerecht untereinander aufteilten. Man glaubte sogar, schon auf einem guten Weg zu sein, als die achtziger und neunziger Jahre das Ende aller Hoffnungen einläuteten. Sie waren in der Tat der Anfang einer dreifachen fundamentalen Krise, die (zumindest vorläufig) den Ambitionen der siebziger Jahre ein Ende bereitete. Auf brutale Weise schnitt die Wirtschaftskrise in Verbindung mit einer Identitätskrise den Weg zur Gleichheit ab; diese Krise der Gleichberechtigung ist abzulesen an der seit dieser Zeit unveränderten Kluft bei den Löhnen und Gehältern.

Die *Wirtschaftskrise* zwang Anfang der neunziger Jahre viele Frauen zurück in den Haushalt, vor allem die schlecht ausgebildeten und die finanziell schwachen. In Frankreich bot man ihnen für drei Jahre Erziehungsgeld an, damit sie zu Hause blieben und sich um ihre kleinen Kinder kümmerten. Immerhin sei, so sagte man, Erziehung eine Arbeit wie jede andere und oft sogar noch wertvoller - abgesehen davon, dass man sie nur mit der Hälfte des gesetzlichen Mindestlohns bezahlte! Die massive Arbeitslosigkeit, welche die Frauen noch stärker betraf als die Männer, führte dazu, dass die Mutterschaft wieder in den Vordergrund rückte - stellte sie doch einen bleibenden Wert dar, der mehr Halt gab als eine schlecht bezahlte Arbeit, die man von heute auf morgen verlieren konnte. Die Mutterschaft rückte umso mehr in den Vordergrund, als man zum einen schon immer die Arbeitslosigkeit eines Vaters für verheerender gehalten hatte als die einer Mutter; zum anderen entdeckten die Kinderpsychologen unablässig neue Verantwortlichkeiten gegenüber dem Kind, die allein der Mutter zufielen.

Auf diese Weise hatte die Wirtschaftskrise auch negative Auswirkungen auf die erhoffte Veränderung der Männer. Sie verstärkte ihren Widerstand gegen die Aufgabenteilung und die Gleichheit der Geschlechter. Über die vielversprechenden Anfänge, die wir einst glaubten feststellen zu können, kam man nicht hinaus. Die Krise der Gleichberechtigung, die sich an der Kluft zwischen den Einkommen von Männern und Frauen ablesen lässt, gründet in der ungleichen Verteilung der Familien- und Hausarbeit. Wie vor 20 Jahren übernehmen Frauen noch heute drei Viertel dieser Aufgaben. Doch die Wirtschaftskrise ist nicht der einzige Grund für die anhaltende Ungleichheit. Verstärkend hinzugekommen ist eine andere Ursache, die noch schwieriger zu bekämpfen ist: eine

Identitätskrise, die in der Geschichte der Menschheit wahrscheinlich ohne Beispiel ist. Noch vor kurzem waren die männliche und die weibliche Sphäre streng voneinander getrennt. Die Komplementarität der Geschlechterrollen und -funktionen gab beiden Geschlechtern das Gefühl einer je spezifischen Identität. Doch seit Männer und Frauen im öffentlichen wie im privaten Leben die gleichen Funktionen ausüben und die gleichen Rollen spielen können, stellt sich die Frage, was beide noch grundlegend voneinander unterscheidet. Wenn die Mutterschaft das Privileg der Frau ist, kann man es dann bei einer negativen Definition des Mannes bewenden lassen: als desjenigen, der keine Kinder bekommen kann?

So stürzte der Mann in eine tiefe existentielle Krise. Noch komplizierter wurde die Situation durch die möglich gewordene Aufspaltung des Mutterseins und die daraus vielleicht resultierende Notwendigkeit, Mutterschaft neu zu definieren. Ist die Mutter diejenige, die die Eizelle spendet, diejenige, die das Kind austrägt, oder diejenige, die es aufzieht? Und wenn das letzte der Fall ist, bestehen dann überhaupt noch grundlegende Unterschiede zwischen der Vater- und der Mutterschaft?

Angesichts all dieser Umwälzungen und Unsicherheiten ist die Versuchung groß, sich auf die gute alte Mutter Natur zu berufen und die Ambitionen der vorangehenden Generation als Verirrung anzuprangern. Die Versuchung wird noch verstärkt durch einen neuen Diskurs, der sich mit dem Nimbus der Modernität und der Moral umgibt und der den Namen Naturalismus trägt. Diese Ideologie, die einfach die Rückkehr zum traditionellen Rollenmodell predigt, ist eine Bedrohung für die Zukunft der Frauen und ihre Freiheit der Wahl. Wie einst Rousseau will der Naturalismus von heute die Frauen davon überzeugen, wieder in eine Beziehung zu ihrer Natur zu treten und sich auf die Fundamente zurückzubedenken, die vom Mutterinstinkt getragen seien. Anders als im 18. Jahrhundert haben die Frauen heute aber drei Möglichkeiten: ihrer "natürlichen" Rolle zuzustimmen, sie abzulehnen oder zu vermitteln, je nachdem, ob sie ihrer Selbstverwirklichung oder ihrer Mutterrolle den Vorzug geben. Je rau greifender oder gar ausschließlicher letztere ist, umso eher wird sie mit anderen Ansprüchen in Konflikt geraten und umso schwieriger werden die Verhandlungen zwischen der Frau und der Mutter. Neben denjenigen Frauen, die ihre ganze Erfüllung in der Mutterschaft finden, und den immer zahlreicheren Frauen, die sich - freiwillig oder unfreiwillig - von der Mutterrolle abkehren, gibt es all jene, die empfänglich für die vorherrschende maternalistische Ideologie sind und die sich fragen, wie sie ihre Bedürfnisse als Frau und ihre Aufgaben als Mutter miteinander in Einklang bringen können. Die Illusion, die Frauen seien im Kampf vereint, ist zerbrochen, weil die Interessen von Frauen heute so weit auseinanderliegen können. Und so stellt sich auch hier erneut die Frage nach der Definition einer weiblichen Identität.

Diese Entwicklungen sind in allen Industriestaaten zu beobachten, können jedoch je nach Geschichte und Kultur des Landes variieren. Engländerinnen und Amerikanerinnen, Skandinavierinnen, Japanerinnen, die Bewohnerinnen des deutschsprachigen Raums und der Mittelmeerländer stellen sich dieselben Fragen und geben jeweils verschiedene Antworten. Interessanterweise tanzen die Französinen in gewisser Weise aus der Reihe. Nicht etwa, weil sie das Dilemma, das sich für andere ergibt, vollkommen ignorierten. Sondern weil sich ihr Verständnis von Mutterschaft, wie wir noch sehen werden, aus einem Frauenbild ableitet, das vor über 400 Jahren entwickelt wurde. Vielleicht haben sie heutzutage gerade dank dieses Frauenbildes die meisten Kinder in Europa. Es bleibt zu fragen, ob die immer wieder auflebende Beschwörung des Mutterinstinkts und der damit verbundenen Verhaltensweisen nicht in Wahrheit der schlimmste Feind der Mutterschaft ist.

(S. 68 ff)

Die 180-Grad-Wende des Feminismus

In weniger als zehn Jahren (zwischen dem Ende der siebziger und dem Beginn der achtziger Jahre) vollführte die feministische Theorie eine Wende um 180 Grad. Man kehrte dem kulturalistischen Ansatz von Simone de Beauvoir den Rücken, die mit Verweis auf die Ähnlichkeit der Geschlechter für Gleichberechtigung der Koedukation eingetreten war - was die Geschlechter einte, war ihr wichtiger als das, was sie voneinander unterschied. Die zweite Welle des Feminismus entdeckte hingegen, dass die Weiblichkeit nicht nur eine Essenz, sondern auch eine Tugend ist, deren Kern die Mutterschaft bilde. Die Gleichheit, so die Argumentation, ist noch immer eine Illusion, solange man nicht diesen essentiellen, alles andere beherrschenden Unterschied anerkannt hat. Im Gegensatz zu Beauvoir, die in der Mutterschaft nur eine Begleiterscheinung im Leben der Frauen sah und sie als Ursache von deren jahrtausendelanger Unterdrückung betrachtete, begriff eine neue Generation von Feministinnen die Mutterschaft als die zentrale Erfahrung der Weiblichkeit, auf

deren Grundlage eine neue, menschlichere und gerechtere Welt entstehen könne. Dafür bedürfe es jedoch einer Rückkehr zu Mutter Natur, die viel zu lange ignoriert worden sei: Man müsse den Blick wieder auf die physischen Unterschiede lenken, die die Unterschiede im Verhalten nach sich zögen; die Frauen müssten wieder stolz auf ihre Rolle als Ernährende sein, von denen Wohl und Schicksal der Menschheit abhängen. In vielerlei Hinsicht macht dieser differentialistische und naturalistische Feminismus gemeinsame Sache mit den beiden Diskursen, die hier zuvor behandelt wurden.

Vom Biologismus zum Maternalismus

Anfang der sechziger Jahre löste Alice Rossi, eine junge Akademikerin, Soziologieprofessorin und Mutter von drei Kindern, einen kleinen Skandal aus. Während die Ideologie der guten Mutter die Frau ans Haus fesselte, wagte sie herauszustreichen, wie absurd es sei, aus der Mutterschaft eine Vollzeitbeschäftigung zu machen. Fast 15 Jahre später veröffentlichte dieselbe Autorin einen Artikel, der erneut einschlägig wurde - aber in die umgekehrte Richtung wies: *A Biosocial Perspective on Parenting*. Nun vertrat sie die Ansicht, die Frauen hätten sich durch ihre ablehnende Haltung zu weit von ihrer Rolle als Nährende entfernt. Sie gab sich überzeugt von der Theorie des *Bonding*, nahm eine soziobiologische Perspektive ein und behauptete, dass die Biologie die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern steuere. Der Mutterinstinkt (den sie schamhaft als "nicht erlernte Reaktionen" bezeichnet) sei seit den Zeiten der Jäger und Sammler für unser Überleben notwendig gewesen; er habe sich daher in unsere Gene eingeschrieben, und noch heute seien wir durch das alte Erbe aus der Primatenzeit genetisch bestimmt. Deshalb sei die Hinwendung der Mutter zum Kind unendlich viel größer als die des Vaters. Der größere Einsatz der Mutter beginne mit der Geburt, setze sich in den späteren Entwicklungsstadien des Kindes fort und rechtfertige den gegenwärtigen Status quo.

Auf diese Weise brach Alice Rossi als eine der Ersten mit dem egalitären Feminismus - obwohl sie eine der Gründerinnen der einflussreichen Bewegung NOW (*National Organization for Women*) war. Rossis Artikel, der die Biologie und damit die Mutterschaft wieder ins Zentrum der Frauenfrage stellte, kam genau zur rechten Zeit. Der Feminismus konnte damals kaum mehr neue Erfolge vorweisen und musste sich sogar vorwerfen lassen, das zentrale Problem der Ungleichheit der Geschlechter überhaupt nicht gelöst zu haben. Manche Feministinnen schlossen daraus, sie befänden sich auf dem Holzweg. Wenn die Gleichheit nur eine Illusion sei, sagten sie, dann liege das daran, dass die Unterschiede weder erkannt noch berücksichtigt worden seien. Um den Männern gleichgestellt zu sein, hätten die Frauen ihr weibliches Wesen verleugnet und hätten es nur zu einer schwachen Nachahmung ihrer Meister gebracht. Im Gegensatz dazu müssten wir Frauen uns zu unserem Anderssein bekennen und daraus eine politische und moralische Waffe machen. Es war die Geburtsstunde eines neuen Feminismus, der die biologischen Erfahrungen der Frauen in den Vordergrund stellte. Er verherrlichte den weiblichen Zyklus, die Schwangerschaft sowie die Geburt, und die Vulva wurde zur Metonymie der Frau. Ganz selbstverständlich verehrte man die Mutterschaft nun wieder als etwas Erhabenes. Hier war das wahre Schicksal der Frauen zu finden, die Grundlage ihres Glücks und ihrer Macht und das Versprechen einer Erneuerung der Welt, die von den Männern so sehr miss handelt worden war. Auf beiden Seiten des Atlantiks begeisterten sich viele für diesen neuen Essentialismus, der den Primat der Natur und die weiblichen Eigenschaften feierte, die sich aus der Erfahrung des Mutterseins herleiteten. Dieser Maternalismus, aus dem sich eine neue Moral entwickelte, bildete die Basis für ein alternatives Konzept der Macht und der Zivilgesellschaft. Es erlaubte nebenbei, das Problem des Instinkts zu umgehen, das immer heftigen Widerspruch provoziert.

Die Philosophie der Fürsorge oder die Moral der Frauen

Im Jahr 1871 sagte Charles Darwin (den man nicht verdächtigen kann, Feminist gewesen zu sein): "In Bezug auf geistige Veranlagungen scheint sich das Weib vom Manne hauptsächlich durch größeres Zartgefühl und geringere Selbstsucht zu unterscheiden. [...] Infolge seiner mütterlichen Instinkte entfaltet das Weib diese Eigenschaften ganz besonders gegenüber seinen Kindern, und es ist daher wahrscheinlich, dass es sie oft auch auf andere Mitgeschöpfe ausdehnt." Hundert Jahre später entwickelte die feministische Philosophie der Fürsorge (*care*) Darwins Gedanken in einer ausgefeilteren Form weiter. Was für den Gelehrten des 19. Jahrhunderts nur eine Wahrscheinlichkeit gewesen war, wurde dabei allerdings zu einer unumstößlichen Wahrheit.

Carol Gilligan legte die Fundamente dieser neuen Ethik, die seit dem Erscheinen ihres Buches *In a Different Voice* (dt.: Die andere Stimme) im Jahre 1982 viel von sich reden machte. *Care* - oft mit "Fürsorge" übersetzt und im Sinne einer prinzipiellen Sorge für das Wohl der anderen zu verstehen - sei ein Ergebnis der entscheidenden Erfahrung des Mutterseins. Frauen hätten ein spontanes Gespür für die Bedürfnisse von Babys, und deshalb hätten sie auch eine besondere Aufmerksamkeit für die Abhängigkeit und die Verwundbarkeit ihrer Mitmenschen entwickelt. Deshalb verkörperten sie eine andere Moral als die Männer. Gilligan stellt die weibliche Ethik der

Fürsorge der männlichen Ethik der Gerechtigkeit gegenüber. Letztere beruft sich auf universelle Prinzipien, die Vorschriften und Rechte begründen, welche "unparteiisch" anzuwenden sind; die Moral der Fürsorge hingegen ist vor allem partikularistisch: "[Sie] geht von Alltagserfahrungen und moralischen Problemen aus, die sich für reale Personen in ihrem gewöhnlichen Leben stellen. [...] Im Mittelpunkt steht die Reaktionsfähigkeit (responsiveness) auf individuelle Situationen, deren ethische Merkmale präzise wahrgenommen werden. Die Fürsorge folgt einem ganz spezifischen Raisonement: Sie begründet ihre Reaktionen nicht mit Prinzipien, sondern achtet auf die konkreten, spezifischen Details und deutet sie im Kontext des jeweiligen individuellen Lebens."

Gilligan gießt damit Wasser auf die Mühlen Sigmund Freuds, auch wenn sie zu entgegengesetzten Schlussfolgerungen gelangt. Freud zog bekanntlich den Zorn von Generationen von Feministinnen auf sich, indem er verkündete, "[d]ass man dem Weib wenig Sinn für Gerechtigkeit zuerkennen muss [...]. Wir sagen auch von den Frauen aus, dass ihre [...] Fähigkeit zur Triebsublimierung geringer [ist] als die der Männer." Die Philosophie der Fürsorge stellt Freuds Verdikt nicht infrage, wohl aber dessen Gründe und Konsequenzen. Wie alle Moraltheoretiker habe Freud den Beitrag der Frauen zur Moral verkannt. Ihre besondere Sorge für ihre Mitmenschen sei eine andere Form der Moral, die der männlichen in nichts nachstehe. Im Gegenteil: Weil die Frauen sich stärker um das Leben und die konkreten Beziehungen zu anderen sorgten, besser kitzten als trennen, besser beschützen als strafen könnten, schenkten sie der Menschheit eine Sanftheit und ein Mitgefühl, welche die gesellschaftliche Moral erneuerten. Folglich müsse die Mutterschaft - die man bis dahin für eine private Angelegenheit gehalten hatte - als eines von zwei Leitbildern des öffentlichen Lebens begriffen werden. Sie allein könne einen Gegenpol zur liberalen männlichen Welt mit ihrem Individualismus, ihrem Egoismus und ihrer Grausamkeit bilden.

In Frankreich ging Antoinette Fouque weit über die differenzierten Ansichten von Gilligan hinaus. Sie behauptete, Frauen seien den Männern durch ihre Fähigkeit zur Schwangerschaft moralisch überlegen: "Die Schwangerschaft ist das einzige Naturereignis, bei dem der Körper und damit die Psyche einen fremden Körper akzeptiert. Sie ist das Urmodell jeder Transplantation." Dieser Äußerung fügte sie die folgenden, auf ewig unvergesslichen Worte hinzu: "Die Schwangerschaft ist Erzeugung, Gebärde, Treuhandschaft und innere Erfahrung, eine Erfahrung von Intimität, aber auch Generosität, das Ingenium der Spezies, die Akzeptanz des fremden Körpers, Gastfreundlichkeit, Öffnung, der Wille zur re-generativen Transplantation; die integrative, konfliktfreie, Differenzen überwindende Schwangerschaft ist das Urmodell der menschlichen Kultur, die Matrix der Universalität des Menschengeschlechts, Prinzip und Ursprung der Ethik."

Dieser Ansatz, der die Biologie zur Grundlage aller Tugenden macht, verdammt im gleichen Zug alle Männer und Frauen, welche die Mutterschaft missachteten. Solche Auswüchse eines extremen Naturalismus kann man nur mit einem Lachen kommentieren, doch sind sie keineswegs bedeutungslos. Denn es gäbe sie nicht, wenn der Naturalismus in unserer postmodernen Gesellschaft nicht wieder in gewisser Weise konsensfähig geworden wäre. Es ist ein loser, diffuser Konsens, der im Begriff steht, zur vorherrschenden Ideologie zu werden, ungeachtet der nicht nachlassenden Kritik des Maternalismus durch einschlägige französische Feministinnen.

Natürlich macht sich nur eine kleine Minderheit die drei hier erwähnten Diskurse - den ökologischen, den humanwissenschaftlichen und den feministischen - in ihrer Radikalität zu eigen: Hauptsächlich sind es Intellektuelle und militante Aktivisten. Aber dass diese drei neuen Ideologien zeitgleich auftreten, ist kein Zufall, und zusammen üben sie gehörigen Einfluss aus. Wahrscheinlich würden sich die meisten jungen Mütter in keinem dieser Diskurse vollständig wiedererkennen, aber ihren Auswirkungen können sie sich doch zumindest nicht ganz entziehen. Heute fungiert die Natur als entscheidendes Argument, wenn Gesetze erlassen oder Ratschläge erteilt werden. Sie ist zu einer kaum angreifbaren ethischen Bezugsgröße geworden, die alle anderen Argumente blass aussehen lässt. Sie, nur sie verkörpert das Gute, Schöne und Wahre, das Platon so teuer war.

Vor allen Dingen verfügt die naturalistische Philosophie über die Macht, Schuldgefühle zu erzeugen, und ist so in der Lage, die Sitten zu verändern. Im 18. Jahrhundert verstanden Rousseau, die Mediziner und die Moralisten es, diese Saite anzuschlagen, um die Mütter davon zu überzeugen, sich ganz ihren Kindern zu widmen, sie zu stillen, zu versorgen und zu erziehen. Davon hing das Überleben der Kinder, das Glück der Familie und der Gesellschaft und schließlich die Stärke der Nation ab. Heute haben sich die Argumente etwas verändert. In unseren Gesellschaften, in denen die Kindersterblichkeit so niedrig ist wie nie zuvor, führt man nicht mehr das Überleben der Kinder ins Feld, sondern ihre körperliche und seelische Gesundheit, die ausschlaggebend für das künftige Wohl des Erwachsenen und die soziale Harmonie sei. Welche Mutter empfindet da nicht zumindest Gewissensbisse, wenn sie sich den Gesetzen der Natur verweigert?